

Liebe Freunde,

eine meiner stärksten Erinnerungen führt mich zurück in mein sechzehntes Lebensjahr. Damals war ich, ohne es zu wissen (es gab da lediglich so eine Art Ahnung, und zwar eher meines Körpers als meines Kopfes), der Prototyp der Hauptperson meines späteren Schreibens, der einsame Adoleszent, schizoid, bizarr, verloren in einer Welt der Spekulationen und Visionen, unfähig zu einer menschlichen Beziehung zu den Eltern oder Mitschülern. Wochenlang sprach ich mit niemandem. Ich las acht Stunden pro Tag, verschlang die Bücher. In zwei Jahren hatte ich sämtliche Bücher, Poesie und Prosa, Essays und Memorialistik, aus der kleinen Bezirksbibliothek gelesen, deren einziger Adressat ich war. Ich habe dort tatsächlich niemals noch jemand anderen angetroffen als den alten Bibliothekar, eingetrocknet wie die Spinne in ihrem Netz. Ich sagte mir, es habe sich jemand darum gekümmert, dass ich in nächster Nähe eine Bibliothek allein für mich vorfand, was als Teil jener universellen Konspiration zu verstehen war, deren Ziel darin bestand, aus mir einen Schriftsteller zu machen. Damals glaubte ich aufrichtig, alle Bücher seien allein für mich geschrieben worden. Jeder Schriftsteller hatte beim Verfassen seiner Werke mich als seinen einzigen Leser im Blick. Jeder sprach zu mir persönlich als dem einzigen Wesen auf der Welt, das ihn verstehen konnte. Jeder war eine Tür in der undurchdringlichen Mauer meiner Schädeldecke, die sich dort allein auf Grund meines Lektürehungers öffnete. Weil ich nicht imstande war, mit menschlichen Wesen zu kommunizieren, waren die Bücher für mich die einzige Art, dem engen Gefängnis meines Schädels zu entkommen.

An einem Frühlingsmorgen, der azurblaue Himmel spiegelte sich in den Pfützen neben den Straßenbahnschienen, ging ich wieder einmal zur Bibliothek und wurde verwunderter Zeuge eines unglaublichen Schauspiels: Das gesamte Gebäude, in dem sich der kleine Raum befand, dessen Wände ringsum mit Büchern bepackt waren, daneben ein Lebensmittelladen und ein Wurstwarengeschäft, war auf Räder gepackt worden und glitt nun langsam nach hinten, damit man die Chaussee verbreitern konnte. Auf den Balkonen der verschiedenen Stockwerke standen die Bewohner des Hauses wie die Passagiere eines Gefährts, das sich langsam auf eine finale Linie zubewegte, die sich etwa zwanzig Meter weiter hinten befand. Es

war die Zeit, da in Bukarest zahlreiche Gebäude, vor allem Kirchen, auf diese Weise umgesetzt wurden, wie in einem sado-surrealistischen Spiel. Diesem Anblick ist es zu verdanken, dass ich mich sehr gut an den Tag erinnern kann, an dem ich mutig in die bewegliche Bibliothek trat und den „Doktor Faustus“ auslieh. Es war einer der denkwürdigsten Tage meines Lebens.

Bis dahin hatte ich nur Erzählungen von Thomas Mann gelesen. Der Schriftsteller lag nicht im engeren Sinne auf der Linie meiner Interessen. Er kam mir vor wie ein Onkel, den ich sympathisch fand und bewunderte, der mir jedoch keine genetische Erbschaft hatte zukommen lassen, wie ich damals und auch lange danach noch dachte. „Doktor Faustus“ war ein massives, im Musikverlag erschienenenes Buch. Ich erinnere mich, dass die Buchseiten dunkelrosa waren, vielleicht weil ich es an etwa zwanzig aufeinanderfolgenden Dämmerungen im Frühjahr 1974 gelesen habe, als das flammende Rot der Wolken über Bukarest in ein verdrießliches Gelb mündete und dann ins einheitliche Kaffeebraun des späteren Abends. Ich hatte wie stets vergessen, das Licht einzuschalten, und las lange über die Zeit hinaus weiter, in der ich die Buchstaben noch erkennen konnte. Ich tastete sie ab, wie die Blinden, oder ahnte sie wie ein Orakel, ich verlängerte die Lektüre in den Tagtraum und den Tagtraum in den Traum, und die Träume bauten mich innerlich auf, Türchen um Türchen, Gesims um Gesims, Säule um Säule, Arkade um Arkade, bis mein innerer Palast, aus Büchern und Einsamkeit bestehend, fertig war.

Und plötzlich, ich weiß nicht mehr, an welcher der sukzessiven Abenddämmerungen, geschah mir mit diesem Buch etwas, das ich noch niemals erlebt hatte. Ich begann, selber „Doktor Faustus“ zu schreiben. Ihn nachzuschreiben, damit ich in ihm leben konnte. Ich verwandelte Adrian Leverkühn, den genialen Tonsetzer, in einen siebzehnjährigen, bizarren und schizoiden Adoleszenten mit violetten Ringen um die Augen vom vielen Lesen, der im fernen und faszinierenden Bukarest lebte. Bis auf den heutigen Tag habe ich mich niemals mit einer Person aus der Literatur der Welt mehr identifiziert als ich es mit Adrian Leverkühn getan habe. Ich verstand nichts von der These des Romans, vom Teufelspakt, vom Verhältnis zwischen Kunst und Krankheit, ich war unempfindlich für die Mahnungen von Serenus Zeitblom, unempfindlich für

den Ruin der deutschen Seele und ihr parallel zu Leverkühns verlaufendes Abenteuer. Ich verstand es nicht und wollte es auch nicht verstehen, wie wahrscheinlich auch Adrian es nicht konnte oder wollte. Ich wollte lediglich Adrians Schicksal teilen, sein überlegenes Lachen haben, meine Kunst, wie er es tat, in allen ihren Einzelheiten verstehen, und in der abgestandenen Luft der Wohnung meiner Eltern sollte die alles verstehende und ewig beschützende Figur des Serenus Gestalt annehmen, der mich, über mich schreibend, in das Bernsteinkorn ewig währenden Ruhmes einschliesse.

Das ganze Frühjahr und bis zum Ende des Schuljahres war ich ein nach Bukarest verschlagener Andrian Leverkühn, der zwischen den zerbröselnden barocken, von Gorgonen und Cherubimen aus Stuck überladenen Häusern herumirrte und zur Schule nur der Pausen wegen ging, um am Rande der Weitsprunggrube sitzend im „Doktor Faustus“ weiterzulesen. Dort, weit weg von meinen Mitschülern und der Welt, in meine Uniform aus unsäglich schlechtem Stoff gekleidet, versuchte ich mir vorzustellen, wie „Apocalipsis cum figuris“ und „Dr. Fausti Weheklag“ geklungen hatten, wollte auch ich „wie ein guter und schlechter Christ“ nach vierundzwanzig Jahren leidenschaftlichster Inspiration und tragischer Verdunkelung sterben, aber vor allem halluzinierte ich, dass soeben jetzt, in der Pause zwischen Mathematik und Geschichte, die Hetaera Esmeralda, von unermesslicher Schönheit und endloser Verdammnis auf mich zukommen würde. Als ich in solch einer Pause einen Mitschüler sah, der mit dem gleichen Buch von Thomas Mann unter dem Arm durch den Lyzeumshof ging, war ich schockiert und aufgebracht, als hätte ich ihn dabei erwischt, wie er mit meiner Liebsten am Arm spazieren ging: Wie war so etwas möglich, wo der Schriftsteller doch offensichtlich sein Buch in einem einzigen Exemplar veröffentlicht hatte, dazu bestimmt, von mir in der Bibliothek eines Stadtbezirks aufgefunden zu werden? Damals empfand ich die heftigste Eifersucht, die ich jemals empfunden habe.

Es ist meine erste Erinnerung an den paradoxen Einfluss von Thomas Manns Werk auf mein Leben und Schreiben. Ich habe danach alle seine Romane gelesen, aber nur einer noch hat mich ebenso stark beeindruckt, wiewohl nicht auf die gleiche Weise: „Der Zauberberg“. Ich habe mich nicht auch mit Hans Castorp identifiziert, aber ich habe mit den Fingerspitzen die sieben mystischen Chakras

ertastet, von sieben zu sieben Kapiteln und an der Wirbelsäule dieses verwunderlichen literarischen Monuments. Dann verwandelte sich der tiefe Zauber von Naphta und Settembrini in die helle, mediterrane Freude des Joseph und seiner zehn eifersüchtigen Brüder. Und je mehr ich von Thomas Mann las, umso präziser wurde das Bild dieses literarischen Onkels in meinem Kopf, des erwachsenen und bewunderten Verwandten, der mir seine Erbschaft nicht direkt, genetisch, hatte zukommen lassen. Thomas Mann, Hermann Hesse oder Ernst Jünger habe ich stets als eine Modernitätslinie angesehen, die alternativ und schräg verlief zur angelsächsischen Linie der James Joyce, Virginia Woolf, Samuel Beckett oder William Faulkner, die ich stets wie Eltern empfand. Epigenetisch aber kann die Beziehung zum Onkel subtiler und tiefer sein als die zur den eigenen literarischen Eltern.

Im Laufe meines Lebens habe ich „Doktor Faustus“ mehrmals gelesen, aber die grundlegende Lektüre fand so um mein vierzigstes Jahr statt, als mir seine komplizierte kontrapunktische Struktur aufging, der das Nachdenken über den Menschen und Künstler in dämonischen Zeitläuften unterlegt ist. Aber erst kürzlich, bei meiner letzten Lektüre begriff ich verwundert, wie durchtränkt ich schon die ganze Zeit von diesem Buch war, wie langlebig viele Fragmente und Motive daraus waren und wie sie sich meinen späteren Texten aufgeprägt hatten, selbst wenn ich mich gar nicht mehr daran erinnerte. Beim Lesen des außerordentlichen Kapitels über die physikalischen, chemischen und biologischen Experimente von Adrians Vater, worin das Dämonische der Mimesis die künftigen „Imitationen“ des Komponisten präfiguriert, war ich verblüfft, reiche und detaillierte Abschnitte über die Schmetterlinge vorzufinden, etwa die folgende: „Wenn Adrians Vater am Abend seine farbig illustrierten Bücher über exotische Falter und Meergetier aufschlug, so blickten wir, seine Söhne und ich, auch wohl Frau Leverkühn, manches Mal über die gelederte, mit Ohrenklappen versehene Rückenlehne seines Stuhles mit hinein, und er wies uns mit dem Zeigefinger die dort abgebildeten Herrlichkeiten und Exzentrizitäten: diese in allen Farben der Palette, nächtigen und strahlenden, sich dahinschaukelnden, mit dem erlesensten kunstgewerblichen Geschmack gemusterten und ausgeformten Papilios und Morphos der Tropen, – Insekten, die in phantastisch übertriebener Schönheit ein ephemeres Leben fristen, und von denen einige den Eingeborenen

als böse Geister gelten, die die Malaria bringen. Die herrlichste Farbe, die sie zur Schau tragen, ein traumschönes Azurblau, sei, so belehrte uns Jonathan, gar keine echte und wirkliche Farbe [...]. Es waren da Glasflügler abgebildet, die gar keine Schuppen auf ihren Schwingen führen, so dass diese zart gläsern und nur vom Netz der dunkleren Adern durchzogen erscheinen. Ein solcher Schmetterling, in durchsichtiger Nacktheit den dämmernden Laubschatten liebend, hieß Hetaera esmeralda. Nur einen dunklen Farbfleck in violett und Rosa hatte Hetaera auf ihren Flügeln, der sie, da man sonst nichts von ihr sieht, im Flug einem windgeführten Blütenblatt gleichen lässt. – Es war sodann der Blattschmetterling, dessen Flügel oben in volltönendem Farbendreiklang prangend, auf ihrer Unterseite mit toller Genauigkeit einem Blatte gleichen [...].“ Ich war überrascht und verstört, diese Passagen bei Thomas Mann vorzufinden, denn ich hatte mich daran gewöhnt, anzunehmen, meine schier besessene Leidenschaft für Schmetterlinge stammte eher aus Nabokovs „Gabe“. Doch sieh an, ebenso wie die Schmetterlingsillustrationen der Kindheit Adrian veranlasst hatten, sich auf die Suche nach seinem von Gift und Genie überfließenden Gral zu begeben, freilich in der Gestalt der ihm unter dem Namen des Nachtfalters vorherbestimmten Prostituierten Hetaera Esmeralda, hatten sich die Schmetterlinge aus dem Mannschen Insektarium damals herausgelöst und waren nach einer langen Reise durch die Marmorflure meines inneren Palastes, mittlerweile träge mit ihren schlaftrunkenen Schwingen wedelnd, in die abstrusen Grotten meines Romans „Orbitor“ eingedrungen, wo sie für alle Zeiten bleiben werden.

Man kann nie wissen, wie diese unerwarteten und schrägen Reminiszenzen einen mit einem Autor verbinden, mit dem man auf den ersten Blick nur sehr wenig zu tun hat. Ebenso würde ich an eine weitere epigenetische Eigenheit erinnern, die ich – untypisch für die literarische Quellenkunde strengster Observanz – von Thomas Mann geerbt habe, an den berühmten Traum des Hans Castorp, als er sich zwischen Leben und Tod inmitten des Schneesturms befindet – eine der heftigsten und aufwühlendsten Passagen der Weltliteratur. Aus jenem allegorischen Traum erfahren wir, dass die geglückte Existenz der Welt auf dem barbarischen Opfer eines Kindes beruht, das in einem unterirdischen Tempel vollzogen wurde. In meinem letzten Roman „Solenoid“ taucht, gleichfalls ohne das Wissen um eine Beeinflussung und ohne mich an diese Episode zu erinnern, aufgrund es gleichen

Phänomens einer schräg verlaufenen Beeinflussung des Neffen seitens des Onkels, als zentrales Thema das Kindesopfer als Preis für den Bestand des Kunstwerks auf. Nur dass hier das Opfer entschieden zurückgewiesen wird. Meine Figur wird in einer entscheidenden Szene gefragt: „Wenn du in ein brennendes Haus gerietest und nur eine Sache retten könntest, wie würdest du dich zwischen einem Kleinkind und einem Gemälde von unschätzbarem Wert, etwa einem Leonardo Da Vinci entscheiden?“ Mein Held entscheidet sich immerzu und bedingungslos dafür, das Kind und nicht das Kunstwerk zu retten. Die Beziehung zwischen dem „Zauberberg“ und „Solenoid“ ist in diesen Passagen eher metaphysischer denn literarischer Natur, aber auch daran lässt sich ermessen, wie tief, reich und unerklärlich die Zone des Geistes ist, in der sämtliche gelesenen Bücher an der Seite aller Abenddämmerungen, aller Städte, aller Insekten und aller Finger und Wolken leben. Diesem Schmelztiegel endloser Formen und labyrinthischer Einflüsse entspringen sämtliche Schriften der Welt.

„Der Faustus-Roman ist mir am teuersten, einfach weil er mich am teuersten zu stehen gekommen ist, mich am meisten Herzblut gekostet hat, weil ich an dieses Werk meiner siebzig Jahre am meisten von meinem Leben, meinem tiefsten Selbst mit einer Art von wilder Rücksichtslosigkeit, einer Aufgewühltheit, die ich nie vergessen werde, dahingegeben habe. [...] an diesem Buch hänge ich wie an keinem anderen. Wer es nicht mag, den mag ich sogleich nicht mehr.“, schrieb Thomas Mann und bestätigte mir damit das Phantasma aus meiner Adoleszenz, wonach der Autor des „Doktor Faustus“ mich schon vor meiner Geburt gekannt haben musste, dass er mich geliebt und nur für mich geschrieben hatte, damit ich ihn dann meinerseits liebe, wenn ich sein Buch mehrfach in meinem Leben gelesen und jedesmal anders verstanden haben werde, meine Zuneigung dazu aber konstant geblieben ist. Er hatte gewusst, dass in etlichen Jahren ein junger Mann, der zwischen Betonplatten zur Zeit einer elenden Diktatur herangewachsen war, seinen Roman in der Bibliothek eines Stadtbezirks finden und sogleich damit beginnen wird, die Welt durch die Augen des Adrian Leverkühn zu betrachten. Er hatte gewusst, dass dieses Buch sich in meinen genetischen Code einschleichen und mir beistehen wird, mein Geschick als Schriftsteller zu erfüllen.

Die Tatsache, dass ich heute in der Stadt, in der Thomas Mann geboren wurde, vor Ihnen stehe, um den Preis entgegenzunehmen, der seinen Namen trägt, kann ich mir nur mit dem langen Schatten erklären, den die Erinnerung an jenen Siebzehnjährigen, von dem ich Ihnen berichtet habe, in meinem Leben wirft. Das Buch des großen deutschen Schriftstellers war das Samenkorn, das nach fünfundvierzig Jahren Wachstum in Herz und Verstand heute seine Früchte trägt. Im Laufe der Jahre ist die Literatur zur Wirbelsäule meines Lebens geworden, zur großen Wette mit mir selbst sowie der Bereich, der mir die größten Freuden gebracht hat. Einige der von mir verfassten Seiten, sehr wenige, sind das Ticket, mit dem ich meine Reise ins Leben bezahlt habe. Ohne sie müsste ich heute glauben, umsonst gelebt zu haben. Neben der Literatur hatte ich stets, wie Thomas Mann auch, einige andere Betätigungen, Neugierden und intellektuelle Abenteuer. Ich habe mich bemüht, keinen Weg, auf dem sich ein menschliches Wesen engagieren kann, auf mich zu nehmen, sei dieser nun eher asketisch oder exzessiv, vom Nachdenken über sich selbst zu jenem über die Anderen und die Welt. Ich habe immerzu gelesen, zwanghaft, alles, was mir die Einbildungskraft nähren konnte: philosophische Schriften, poetische, wissenschaftliche, mystische, sogar mathematische; Schriften aller Art, die sich in einem Mosaik von Denken und schöpferischer Spannung zu einer geeinten „Frontlinie“ der Erkenntnis zusammenfügen. Die Literatur ist nur einer der menschlichen Erkenntniswege. Ihr Sinn ist nicht die Buchproduktion, sondern Selbstentwurf und Selbstkonstruktion dessen, der sie schreibt, sowie jener, die sie lesen. In diesem Sinne ist Schreiben sehr viel mehr als Literatur und rückt in die Nähe einer holistischen Lebenserfahrung.

Dem Vorbild von Leverkühns Vater folgend, habe auch ich versucht, nicht gleichgültig am Leid von Meinesgleichen vorbeizugehen, meine Pflicht als Citoyen zu erfüllen, die Abweichungen der politischen Klasse meines Landes sowie in der Welt von Anstand, Normalität, Gerechtigkeit und Freiheit zu kritisieren, koste es, was es wolle. Ebenso wie in den düsteren Jahren, die Thomas Mann durchlebt hat, und auf die er sich im „Doktor Faustus“ bezieht, erleben wir auch heute wieder einen schrecklichen Aufschwung der finsternen Mächte des Menschen, des Populismus, der Intoleranz und des Hasses. Ich gehöre zu jenen,

die glauben, dass wir uns keinerlei Resignation erlauben dürfen, und dass dieser Aufschwung der extremen Rechten gestoppt werden kann.

Ich danke allen Institutionen, die zur Verleihung dieses großartigen Literaturpreises zusammenwirken, sowie der Jury, die mir in diesem Jahr die Ehre erwiesen hat, mich mit diesem Preis auszuzeichnen. Die Liste der Schriftsteller, die im Laufe der Jahre mit ihrem Namen diesem Preis Gewicht verliehen haben, ist für mich etwas einschüchternd und verleiht mir ein Gefühl großer Verantwortlichkeit. Ich weiß, wenn ich es bis jetzt nicht war, werde ich mich „in fortdauernder Beunruhigung“, wie der Schriftsteller formulierte, zumindest von nun an darum bemühen, auf die Höhe dieses Preises zu gelangen.

Ich danke Ihnen allen.